

Aus der Forschung

Architektur und Gefühle

Warum lassen uns neue Gebäude oft kalt? Antworten aus Sicht der Wissenschaft

In der Architekturdebatte geht es wieder mehr um Emotionen: Das Center for Urban & Real Estate Management der Universität Zürich (Curem) widmete kürzlich eine Tagung dem Thema «Romantik als Baustein einer neuen Baukultur». Die «NZZ am Sonntag» konstatierte daraufhin eine «Sehnsucht nach Romantik» und legte in einem Leitartikel mit der Frage nach, ob Schweizer Architekten eigentlich nur noch «langweilig bauen» könnten.

Was befähigt Architektur, Menschen emotional zu bewegen? Was braucht es, damit ein Haus nicht nur ein physisches, sondern auch ein emotionales Zuhause wird? Wie müssen unsere Städte aussehen, um angemessenen Raum für die romantischen, sehnsüchtigen, spannenden und fröhlichen Momente unseres Lebens zu bieten? Und warum gehen in diesen Fragen die Vorstellungen von Bevölkerung, Architekten und Bauträgern oft so weit auseinander?

Dass Architektur derart auf der Klaviatur menschlicher Gefühle zu spielen vermag, bezeichnete Le Corbusier, der Vater der modernen Architektur, als «unfassbares Wunder der Kunst». Würde man heute an den Architekturhochschulen oder bei Bauträgern nachfragen, so wäre die Antwort wohl ähnlich. Dieses «unfassbare Wunder» gilt gemeinhin als unerforschbar.

Allem Menschlichen zu Leibe gerückt

In den Nachbarwissenschaften der Architektur-Produktion sieht man dies zunehmend anders: Die Architektur wird dort als akademisches «corpus delicti» neu entdeckt. Gefühlsfragen und allem Menschlichen in der Architektur wird dort mit wissenschaftlichen Mitteln zu Leibe gerückt.

Als ein Schlüsselthema der Soziologie wird so die Architektursoziologie gehandelt. Gegenüber der klassischen Soziologie rückt hier das physische Umfeld des Handelns, die Artefakte, unsere Städte und die Architektur, in den Fokus. Das Gebaute wird dabei in seiner Rolle als Statussymbol untersucht – vom Einfamilienhaus bis zum ganzen Stadtkörper.

Joachim Fischer vom Institut für Soziologie der TU Dresden zum Beispiel zeigt in seinen Forschungen zum Potsdamer Platz in Berlin: Zentrale Orte und Gebäude der Stadt können zu hochemotionalen Symbolen für eine ganze Stadtgemeinschaft werden. Ihr Erscheinungsbild wird dementsprechend emotional debattiert.

In der Architekturpsychologie geht man unter anderem der Frage nach,

warum der individuelle Betrachter ein Gebäude ansprechend findet oder es ablehnt. Im Fokus dieser Wissenschaft ist ebenfalls die Kommunikation zwischen Architekten und Laien. Positive oder negative Assoziationen sind stark vom sozialen Umfeld abhängig, das zeigen Untersuchungen. So konnte der Psychologe Riklef Rambow von der TU Cottbus empirisch belegen, dass Sichtbeton bei Architekten gemeinhin positive Gefühle weckt, beim Rest der Bevölkerung jedoch eher negative.

Warum das so ist, darüber lässt sich derzeit nur spekulieren: Zu vermuten ist, dass auch der gesellschaftliche Wandel in der Architekturproduktion eine Rolle spielt: Während die Baumeister vor hundert Jahren noch fest in der lokalen Gesellschaft verankert waren, entwickeln sich Architektenschaft und Bauträger seit der Moderne der 1920er Jahre zunehmend als abgeschlossene Cliquen. Wo wir das Heimelige und Anmäheliche wünschen, strebt der Architekt nach anmutigem Raum und erhabener Form – und findet gerade in seiner elitären Andersartigkeit emotionale Befriedigung. Forschungen hierzu stehen noch aus.

Dass sich solche gruppenspezifischen Vorlieben mit der Zeit auch wieder ändern können, ist bekannt: Ob Mode, Möbeldesign oder Architektur – in regelmässigem Turnus lässt etwas Neues unsere Herzen höherschlagen. Nicht zufällig ist hier oft die Jugendkultur tonangebend, die sich mit eigenem Stil bewusst von den Vorlieben der Elterngeneration abzugrenzen versucht.

So hat auch die junge Schweizer Architekturszene in der letzten Dekade einen Wechsel von der «Schweizer Kiste» zum «Polygon» vollzogen. Während unter Architekten der 1990er Jahre das Abweichen vom rechten Winkel noch als Abfallen vom rechten Glauben galt, gilt für junge Architekten heute: Das Unregelmässige ist chic.

Warum Gruppen in solch zyklischem Wechsel andere Vorlieben entwickeln – und welche Aspekte dennoch konstant bleiben –, erforscht die evolutionäre Anthropologie und evolutionäre Psychologie. Vor allem an US-Hochschulen geht man seit einigen Jahren den evolutionären Wurzeln unseres Verhaltens nach – dem, was sich dem Homo sapiens und seinen Vorfahren in Millionen Jahren Evolution eingeschrieben hat. Deutlich wird dabei, dass die Evolution uns nicht nur stereotype Verhaltensmuster mit auf den Weg gab. Vielmehr scheinen die kulturelle Vielfalt und ihr stetiger Wechsel selbst Teil einer kulturevolu-

tionären Strategie zu sein.

Schlüsselrolle für emotionalen Apparat

Unser evolutionär entstandener emotionaler Apparat spielt dabei eine Schlüsselrolle, denn Emotionen sind die entscheidenden Richtungsgeber des täglichen Handelns. Dank ihnen können wir sofort spüren, ob eine Schlafstätte ein wohliges Plätzchen für die Nacht ist. Unsere Emotionen bewegen uns dazu, Partnerschaften und komplexe kooperative Gruppen zu bilden – und das Gruppengefühl über gemeinsame ästhetische Vorlieben zu stärken.

Die Wissenschaft ist erst in Begriff, die Bedeutung und Funktion von Emotionen in Individuum und Gesellschaft zu ergründen. Was sich bereits jetzt sagen lässt: Dass die ästhetischen Vorlieben unserer Baumeister sich so weit von den Gefühlswelten der Mitmenschen entfernen konnten, lässt sich nicht länger mit dem «unfassbaren Wunder der Kunst» begründen. Ein regelmässiger Blick in die Nachbarwissenschaften des Metiers könnte hier einiges Erhellendes zutage fördern – und sollte deshalb zum festen «Baustein einer neuen Baukultur» werden.

Philip Loskant

Der Autor ist Architekt ETH/SIA und Architekturkritiker in Zürich.